

Über urbanes und rurales Selbstverständnis und die wechselseitige Wahrnehmung von Stadt und Land

Von Michael Mandak

Walden – or Life in the Woods

Sommer 1845: In Österreich herrscht Kaiser Ferdinand I., genannt „der Gütige“. Hinter vorgehaltener Hand wird er „Gütinand der Fertige“ genannt – ein Name zwischen Spott und Mitleid. Der Kaiser ist krank und überfordert, während die wahre Macht bei Fürst Metternich liegt, der mittels strenger Zensur, Bespitzelung und Geheimpolizei die autoritären Zügel fest in Händen hält.

In Wien und anderen Städten zieht sich das Bürgertum ins biedermeierlich Private zurück, nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus Angst. Wer zu laut denkt, muss Bestrafung fürchten. Doch unter der scheinbar stillen Oberfläche beginnt es zu gären: Liberale Ideen, nationale Bewegungen und Forderungen nach Bürgerrechten sind die Vorboten der Revolution von 1848.

Auf dem Land ist die Lage noch verzweifelter. Missernten führen zu Hunger, Armut und Abwanderung. Bauernkinder, Mägde und Knechte verlassen ihre Höfe, um in den Städten Arbeit zu finden. Die industrielle Revolution hat auch Österreich erreicht: In Böhmen entstehen Textilfabriken, in der Steiermark Eisenhütten. Diese bieten harte Arbeit, aber auch Lohn – und damit Hoffnung.

Zur gleichen Zeit, während in Europa Elend und Unruhe wachsen, trifft in der Neuen Welt ein junger Mann eine wichtige Entscheidung. Henry David Thoreau, Harvard-Absolvent, zieht sich an den Walden-See in Massachusetts zurück. Dort baut er sich eine Hütte, lebt zwei Jahre allein, liest, schreibt, hackt Holz und versorgt sich weitgehend selbst. Zuvor war er kurz als Lehrer in seiner Heimatstadt Concord tätig gewesen, ohne dabei innere Erfüllung zu finden. Nun sucht er ein anderes Leben – eines, das sich selbst genügt.

Thoreaus Experiment ist ein ernsthaftes Gedankenspiel. Er will kein Heiliger sein, sondern herausfinden, ob ein anderes Leben möglich ist, in dem er Besitz, Arbeit und Pflicht infrage stellt. Dabei zeigt sich, wie wenig man zum Leben braucht – und wie schwer es ist, diese Erkenntnis umzusetzen.

In seinem Buch „Walden – or Life in the Woods“ beschreibt Thoreau dieses einfache Leben, verbunden mit Gedanken über Wirtschaft, Gesellschaft und Philosophie. Sechs Wochen Arbeit im Jahr, meint er, reichen aus, um den Lebensunterhalt zu sichern. Die restliche Zeit will er frei sein – zum Nachdenken, Spaziergehen und Dasein. „Walden“ wird später zu einem Klassiker der angloamerikanischen Literatur und zum Manifest eines radikalen Individualismus.

Doch Vorsicht: Thoreau eignet sich keineswegs als universelles Vorbild. Er war ein radikaler Einzelgänger: jung, unverheiratet und kinderlos, ohne finanzielle Verpflichtungen, ohne Verantwortung für andere. Seine Eltern betrieben eine kleine Bleistiftfabrik, die ihm finanzielle Sicherheit bot.

Doch Thoreaus Idee – der Wunsch, allem zu entkommen, was zu viel geworden ist: zu viel Arbeit, zu viel Ordnung, zu viel Zivilisation – fasziniert uns bis heute. Sie beschreibt ein Bedürfnis, das in uns allen steckt – die Sehnsucht nach einem Leben, das uns selbst gehört.

Landflucht und Stadtlucht – Wachstum und Schrumpfung

Heute lebt mehr als die Hälfte der Menschheit in Städten. Vor nicht einmal hundert Jahren war es ein Drittel. 1950 wohnten rund 750 Millionen Menschen in Städten, 2018 waren es bereits über vier Milliarden. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen werden es 2050 fast sieben Milliarden sein – rund zwei Drittel der Weltbevölkerung. Der Großteil dieses Wachstums findet in Asien und Afrika statt, dort, wo heute noch viele auf dem Land leben. Allein in Indien, China und Nigeria werden in den nächsten Jahrzehnten Millionen Menschen ihre Dörfer verlassen.

Doch der Trend zur Stadt ist keine Einbahn. Städte wachsen, sie können aber auch schrumpfen. Wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen entscheiden darüber. Auch Seuchen, Kriege und Hungerkatastrophen haben in der Geschichte immer wieder zu einem Rückgang der Stadtbevölkerung geführt.

Im 19. Jahrhundert löste die Industrialisierung eine gewaltige Landflucht aus: Fabriken boten Arbeit, während Maschinen die Landwirtschaft rationalisierten. Gegenbewegungen folgten wenig später: Politische Krisen wie die Oktoberrevolution 1917 oder die Weltwirtschaftskrise 1929 trieben Millionen Menschen dazu, aufs Land zurückzukehren – um dort in Selbstversorgung zu überleben.

Der Zweite Weltkrieg brachte schließlich die fast vollständige Zerstörung vieler Städte: Rotterdam, Warschau, Stalingrad, Berlin, Dresden, Hiroshima. Evakuierungen, Deportationen, Umsiedlungen und ethnische Säuberungen taten ihr Übriges. Für viele war die Flucht aufs Land der einzige Weg, dem Inferno zu entkommen.

Seither erleben viele Städte Wachstums- und Schrumpfungsprozesse gleichzeitig. Dies betrifft vor allem kleinere und mittelgroße Städte, regional jedoch in sehr unterschiedlicher Ausprägung. Während die Bevölkerung insgesamt zunimmt, entleeren sich die Zentren.

Wohnraum wird zu Büroraum, Wohnviertel zu reinen Geschäftsvierteln, Menschen ziehen in die Peripherie. Die Gründe sind bekannt – steigende Mieten im Zentrum, gute Infrastruktur am Stadtrand, der Wunsch nach mehr Platz und Ruhe. So entstehen die Speckgürtel, die das urbane Wachstum nach außen verlagern.

Die Megastädte dieser Welt kennen dagegen nur eine Richtung: Wachstum. Tokio, Delhi, Shanghai – Ballungsräume mit über 30 Millionen Einwohnern. Sie ziehen Menschen an wie Magnete und schaffen neue soziale und ökologische Spannungsfelder. Ob diese globale Urbanisierung politisch oder technologisch noch steuerbar ist – oder eines Tages in eine Implosion mündet – bleibt offen.

Auch in Österreich zieht es die Menschen in die Städte. Der Sog ist im weltweiten Vergleich relativ schwach, aber stetig. Sechs von zehn Österreicherinnen und Österreicher leben heute in städtischen Gebieten, bald werden es sieben sein. Zwei Drittel der kleinen Gemeinden verlieren Einwohner – vor allem junge, gut ausgebildete Menschen. Die Motive sind altbekannt: bessere Job- und Ausbildungschancen, vielfältigeres Kulturleben, verlässlichere Kinderbetreuung, soziale Dichte – und die Hoffnung auf ein anderes, abwechslungsreicheres, vielleicht besseres Leben. Die Stadt verspricht Bewegung. Das Land Ruhe. Und wie so oft im Leben: man sehnt sich nach dem, was fehlt.

„Stadt“? Versuch einer Eingrenzung

Mit der Definition von „ländlich“ ist es scheinbar einfach: Sie umfasst alles, was keine Stadt ist. Aber schon beim Begriff „Stadt“ beginnt die Unschärfe.

In der Geografie gibt es keine einheitliche Regel, ab wann eine Siedlung als Stadt gilt. Entscheidend sind nicht allein die Einwohnerzahl, sondern auch Faktoren wie Bebauungsdichte, Verkehr, Handel, Arbeitsteilung und die Loslösung von der Landwirtschaft. Urbanität beginnt nicht mit Mauern, sondern mit einer Haltung. Mit der Art, wie man anderen begegnet, wie man Raum teilt. Die Stadt ist zwar ein Ort, aber auch eine Lebensform.

Historisch-rechtlich wurde das Stadtrecht vom Herrscher *verliehen*. Eine Gemeinde wurde zur Stadt *erhoben*, was die Bedeutung dieses Aktes unterstrich. Dies brachte rechtliche Privilegien wie ein eigenes Stadtrecht, eine eigene Verwaltung und sogar eine eigene Gerichtsbarkeit mit sich. In der Stadt zu leben, bedeutete Unabhängigkeit vom Landgericht und vom Grundherrn. Die Stadtbürger waren keine Leibeigenen, sondern freie Bürger – ein bedeutender Unterschied zum Land.

Aus statistischer Sicht braucht man hingegen Zahlen: Ab rund 5.000 Einwohnern sprechen Statistiker von einer Kleinstadt, ab 20.000 von einer Mittelstadt und ab 100.000 von einer Großstadt. Doch auch diese Grenzen sind willkürlich und regional sehr unterschiedlich: In Schweden wird Mariefred mit rund 4.000 Einwohnerinnen und Einwohnern als Stadt gezählt; in China beginnt Urbanität erst bei 100.000. Die Vereinten Nationen und Eurostat setzen die Grenze meist bei 5.000, sofern die Siedlung städtische Strukturen aufweist. Auch innerhalb Österreichs zeigen sich Widersprüche: Lustenau mit mehr als zwanzigtausend Einwohnern verzichtet bewusst auf das Stadtrecht. Andere, viel kleinere Orte, wie Rust mit 2.000 Einwohnern, führen es mit Stolz weiter.

Egal von welcher Seite man nun eine Stadt definiert; wer nur auf Verwaltungsgrenzen blickt, übersieht Entscheidendes: das Ineinanderfließen der Lebensformen. Kann eine Schrebergartensiedlung mitten in Wien nicht auch ländlichen Charakter haben? Findet man im typischen „Grätzl“ nicht auch soziale Merkmale, die sonst nur am Land festzustellen sind? Und was ist mit den Reihenhaussiedlungen am Stadtrand, deren Infrastruktur einschließlich U-Bahn-Anschluss vielleicht urban ist, deren Alltag aber nicht? Ist die Shopping

City Süd urban oder rural? Und ist die Stadt Murau städtischer als etwa die Gemeinde Vösendorf? Oft ist alles nur eine Frage der Betrachtungsweise.

Von der Jagd zur Cloud – wie technologische Umbrüche das Verhältnis von Stadt und Land formen

Jede technologische Revolution hat das Verhältnis zwischen Stadt und Land neu geordnet, die Geografie des Zusammenlebens wurde dabei immer wieder umgeschrieben; hier einige wichtige exemplarische Beispiele:

Die neolithische Revolution – vom Gehen zum Bleiben (ca. 10.000 v. Chr.)

Am Anfang war das Gehen. Der Mensch war ein Wanderer, ein Jäger, ein Sammler. Er lebte nicht in der Natur – er war Teil von ihr. Das Land war kein Besitz, sondern Lebensraum. Man zog umher, sammelte Nahrung, jagte Wild und suchte Schutz vor Feinden. Nahrung fand man nur mit Glück, langfristige Vorräte gab es kaum, ebenso wenig Sicherheit.

Dann kam der Pflug. Mit ihm begann das Bleiben. Es war die erste große Veränderung in der Geschichte des Menschen. Wer den Boden bestellte, konnte Vorräte anlegen und Zukunft planen. Der Acker wurde zum Besitz, und mit dem Besitz kamen neue Konflikte. Land wurde zu Nahrung und zu Macht und bestimmte die soziale Zugehörigkeit.

Aus Dörfern entstanden Städte: Çatalhöyük in Anatolien, Uruk in Mesopotamien, Memphis in Ägypten, Anyang in China, Athen in Griechenland. Die Stadt war zunächst nichts anderes als verdichtetes Land, ein logistisches Zentrum für Ackerbau, Handel und Verwaltung. Stadt und Land bildeten vorerst noch eine Einheit – zwei Seiten derselben Ordnung, ökonomisch und geistig zugleich. Doch bald entwickelte sich in der Stadt eine Dynamik aus räumlicher und sozialer Verdichtung, die die Urbanisation vom weiten Land in vielen Bereichen zunehmend unterschied.

Die Antike – roma aeterna (um Christi Geburt)

Einige Jahrtausende später erhebt sich Rom zwischen den sieben Hügeln – eine gigantische, dichte Zivilisation aus Marmor, Mietskasernen und Tempel, Tavernen und Triumphbögen. Aquädukte bringen Trinkwasser aus den Sabinerbergen, das Getreide kommt aus Ägypten, und die Götter kommen aus aller Welt. Rom ist nicht nur die Hauptstadt eines Reiches,

sondern auch der erste Ort, an sich dem Macht, Handel, Kunst und Überfluss in zuvor unvorstellbarer Dichte manifestieren. Um das Jahr null leben hier fast eine Million Menschen. Die Römer nennen ihre Stadt schlicht *urbs* – ohne Artikel, ohne Zweifel: *Urbs* ist Rom.

Doch die Stadt ist immer beides zugleich: faszinierende Technologie und haptische Zumutung. Sie meißelt den Himmel in Stein und überdeckt den Dreck mit Philosophie. In der Subura riecht man den Schweiß der Menge, im Circus genießt man Brot und Spiele, Privilegien einer neuen Zivilisation.

Die industrielle Revolution – Trennung von Natur und Arbeit (18./19. Jh.)

Mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Entstehung von Fabriken verlagerte sich die Arbeit vom Land in die Städte. Die Maschine machte die Menschen sesshaft – jedoch auf eine andere Weise als der Ackerboden. Sie band sie nicht mehr an die Erde, sondern an den Betrieb.

Millionen Menschen verließen das Land, um in den Werkshallen zu arbeiten. Dies war die erste große Landflucht der Geschichte. Die Stadt wurde zum Symbol des Fortschritts – aber auch der Entfremdung.

Wer früher von der Ernte lebte, war nun auf den Lohn angewiesen. Das Land verlor seine zentrale Bedeutung und wurde zur Kulisse – verklärt, romantisiert und auch belächelt.

Die zweite industrielle Revolution – die technologische Vernetzung (ca. 1870–1914)

Strom, Telegrafie, Telefon und Eisenbahn waren die die neuen Technologien, mit denen sich die Stadt ausdehnte. Licht, Nachrichten und Waren erreichten nun selbst die entlegenen Täler. Distanzen wurden immer besser bezwingbar. Doch der Gegensatz zwischen Stadt und Land blieb – er wurde sogar tiefer. Die Stadt stand für Bewegung, Geschwindigkeit, Moderne. Das Land für Ursprung, Dauer, Stille.

Diese Trennung spiegelt sich auch in der Literatur jener Zeit wider. Bei Thomas Hardy, Adalbert Stifter und später Robert Musil lebt der Städter im Augenblick, während der Landmensch im Rhythmus der Jahreszeiten verankert ist.

Die digitale Revolution – das Unsichtbare verbindet (seit ca. 1990)

Mit dem Aufkommen von Internet und Mobilfunk begann die Entkopplung von Arbeits- und Wohnort. Zum ersten Mal war es möglich, in einem Dorf zu leben und gleichzeitig weltweit zu handeln, zu kommunizieren und zu schreiben.

Dennoch blieb eine Kluft bestehen: In den Städten war das Internet schneller, waren die Bildungsangebote umfangreicher und die beruflichen Chancen zahlreicher. Das Landleben blieb real und greifbar, während die Stadt zunehmend virtuell wurde. Urbane Lebensweisen breiteten sich über die Bildschirme aus, während viele Landbewohner diese nur konsumierten, ohne sie in die eigene Lebensrealität umzusetzen.

Die Pandemie – eine temporäre Umkehr (2020-2022)

Die Corona-Pandemie löste eine kleinere, aber merkbare zentrifugale Gegenbewegung aus. Als die ersten Lockdowns das öffentliche Leben zum Stillstand brachten, entdeckten viele Menschen die Vorzüge des Landlebens neu: Platz, Luft, Stille. Auf dem Land waren die Kontakte seltener, das Ansteckungsrisiko kleiner. Masken brauchte man dort seltener. Plötzlich wurde deutlich, dass man in vielen Berufen von überall aus arbeiten kann – vorausgesetzt, das Datennetz ist stabil und schnell genug. Vor allem in Österreich, Deutschland und der Schweiz zogen viele Familien und Paare in das Umland oder in die sogenannten Speckgürtel. Während des Lockdowns wurden Gärten, Balkone und Wanderwege zu Symbolen der Freiheit. Wer früher die Nähe zur Stadt suchte, sehnte sich nun nach Distanz. In den engen Stadtvierteln wurde spürbar, wie laut und beengt das Leben in Isolation sein kann. Auf dem Land erschien alles gesünder, authentischer, sicherer. Das Homeoffice machte möglich, was lange undenkbar war: arbeiten, wo man lebt, statt leben, wo man arbeitet.

Wer mehr Zeit zu Hause verbrachte, wünschte sich auch mehr Raum – einen Garten statt eines Balkons, ein separates Arbeitszimmer statt eines Schreibtischs im Schlafzimmer. In Städten wie Wien, Graz oder Salzburg machten jedoch steigende Mieten diese Wünsche oft unerfüllbar. Das führte zu einem Immobilienboom auf dem Land: Die Preise stiegen deutlich, besonders im Wiener Umland, im Salzkammergut und in touristischen Regionen. Alte Bauernhäuser wurden begehrt, Zweitwohnsitze knapp. Steigende Preise machten manche reich und andere arm.

Doch bald zeigte sich, dass viele Berufe nicht vollständig ins Homeoffice verlagert werden konnten. Wer der Stadt entfliehen wollte, blieb ihr dennoch verbunden – über den Bildschirm, den Arbeitsvertrag und die Sehnsucht nach Kultur und Anonymität. So entstand ein Paradox: Der Wunsch nach einem naturnahen Leben führte zu mehr Pendlerverkehr. Die ländlichen Gemeinden profitierten zwar, doch es entstanden auch neue soziale Spannungen. Die *Zuag´rasten* brachten andere Lebensweisen und Ansprüche mit, was Skepsis hervorrief. Dörfer veränderten sich, und Nachbarschaften, Gewohnheiten und Mentalitäten mussten sich den neuen Gegebenheiten anpassen. Viele der Stadtflüchtigen sahen das Land nicht länger als Zufluchtsort, sondern als neuen Lebensmittelpunkt. Sie blieben, andere wiederum kehrten über kurz oder lang zurück, oft weil sie die Nähe, Kultur und Anonymität der Stadt vermissen.

Künstliche Intelligenz – das Ende von urban vs. rural?

Aktuell stehen wir am Beginn einer neuen digitalen Revolution: der Künstlichen Intelligenz. Ihre tiefgreifenden Auswirkungen auf unser Leben sind heute nur schwer abzuschätzen. Fest steht jedoch, dass die Notwendigkeit, physisch am Arbeitsplatz präsent zu sein, weiter abnehmen wird. Produktionsstätten, Wissenszentren und sogar Bildungseinrichtungen verlagern sich zunehmend in virtuelle Räume. Die Welt verliert ihre festen Grenzen. Nicht nur das Land, sondern auch die Stadt muss sich unter den neuen Rahmenbedingungen neu definieren – nicht mehr nur als reiner Produktionsort, sondern als Raum für Begegnung, Kreativität und Identität. Die Grenze zwischen Stadt und Land wird durchlässiger. Es entstehen hybride Lebensmodelle: Wochenendhaus und Teilzeit-Homeoffice, Tagespendeln und digitales Nomadentum.

Vielleicht beginnt hier ein neues Kapitel, in dem Stadt und Land keine Gegensätze mehr sind, sondern Zustände, zwischen denen man flexibel wechselt – zwischen Arbeit und Erholung, Nähe und Distanz, pulsierendem Großstadtleben und ländlichem Rückzug. Das Land könnte dadurch eine Renaissance erleben – besonders dort, wo die digitale Infrastruktur mitwächst.

Stadt und Land in der wechselseitigen Wahrnehmung

Österreich besteht, soziologisch betrachtet, aus zwei Ländern, die sich dasselbe Territorium teilen und sich doch kaum verstehen. Das eine ist gepflastert, das andere wird gepflügt. Zwischen ihnen verlaufen keine Grenzen aus Stein, sondern solche aus unterschiedlichen Klischees, Lebenserfahrungen, Projektionen – und vielleicht auch aus ein wenig Trotz. Damit ist unsere Republik kein Einzelfall, sondern diese Dualität trifft in den meisten Industriestaaten mehr oder weniger zu.

In der Stadt glaubt man, die Zukunft beginne mit dem nächsten Gesetzesentwurf, der nächsten Klimakonferenz oder der nächsten Debatte über Diversität. Die Stadtbevölkerung hält sich für aufgeklärt: Sie fährt Fahrrad, wählt Grün, liest Leitartikel und kauft saisonal ein. Auf das Land blickt sie wie auf eine liebenswerte, altmodische Tante – charmant, aber rückständig. Die Stadt gilt als Zentrum bürgerlicher Bildung, Wissenschaft und Kunst. Hier konzentrieren sich Universitäten, Theater, Zeitungen und Online-Medien. Wer in der Stadt lebt, fühlt sich „auf der Höhe der Zeit“.

Auf dem Land hingegen weiß man, dass Zukunft etwas anderes bedeuten kann: ob es im Frühling genug regnet, ob das Dach des Stalls hält und ob die Kinder bleiben oder fortgehen. Aus der Sicht der Städter wird das Land häufig als Ort des Aberglaubens, der geistigen Enge und Rückständigkeit wahrgenommen. Die Menschen auf dem Land hingegen sehen in der Stadt einen Zirkus: laut, bunt und geschäftig – aber zugleich seltsam substanzlos. Sie beobachten Städter, die über Gerechtigkeit diskutieren, während sie selbst längst das Vieh gefüttert haben.

Klischeehaft – mag sein. Dennoch sind diese Irrtümer tief verwurzelt und haben mancherorts fast schon eine identitätsstiftende Bedeutung.

Städter halten ihr Tempo für eine Tugend und ihre kulturelle Vielfalt für einen moralischen Vorteil. So entsteht ein Blick von oben herab. Die agrarische Lebensweise verlor hingegen über Jahrhunderte mehr und mehr an Ansehen. Geistige Arbeit gilt als höherwertig, körperliche Arbeit als rückständig. Auch die Rolle des ländlichen Raums als Grundlage der Versorgung bröckelte mit zunehmender Bedeutung industrieller und überregionaler Nahrungsmittelproduktion. Doch in dieser Hinsicht kündigt sich eine Trendwende an: Während nach dem Ende des Kalten Krieges Versorgungsautarkie und Resilienz gegenüber militärischen und zivilen Bedrohungen kaum mehr ein Thema waren, werden angesichts

aktueller militärischer und hybrider Bedrohungen Bäurin und Bauer nicht mehr nur als Landschaftspfleger, sondern auch als wichtiges Rückgrat der Nahrungsmittelversorgung wahrgenommen.

Die Überheblichkeit der Städter verrät soziopsychologisch mehr über deren Selbstbild als über die tatsächlichen Verhältnisse. Der urbane Mensch definiert sich über Geschmack, Sprache und Bildung – und unterscheidet sich so bewusst von dem, was er als provinziell bezeichnet. Er fühlt sich frei und unabhängig, während er das rurale Leben als eng und pflichtgesteuert wahrnimmt. Dabei übersieht er, dass auch er von äußeren Zwängen abhängig ist: von Mietpreisen, Konkurrenzdruck und dem ständigen Tempo der Stadt. Seine Freiheit besteht oft nur darin, zwischen zwei Zwängen zu wählen. Dabei wird das Land für ihn zur Projektionsfläche – Spottobjekt, aber zugleich Sehnsuchtsort.

Denn da ist auch die Landlust in den Köpfen der Stadtmenschen. Oft entspricht sie weniger einem Wunsch nach einem konkreten Leben auf dem Lande, als vielmehr einer Sehnsucht nach einer pittorsken, schöner Umgebung, frei von den akustischen, optischen und haptischen Belästigungen der Großstadt in unserer Zeit, in der die Natur durch den Menschen weitgehend entzaubert wurde.

Der Blick in die andere Richtung – vom Land auf die Stadt – ist ebenfalls von Projektionen und Klischees geprägt. Städter, so glaubt man, reden viel und tun wenig. Sie hätten keine Erde unter den Fingernägeln, verwalteten statt zu schaffen. Die Stadt steht für Bürokratie, Überheblichkeit und eine Sprache, die man nicht versteht. Bäuerlicher Stolz ist still, aber tief verwurzelt. Er entspringt der Nähe zur Erde und dem Wissen um Ursache und Wirkung. Wer sät und erntet, erfährt Sinn nicht als bloßen Gedanken, sondern als gelebte Handlung. Diese Arbeit schafft Würde – unabhängig von Bildung oder Einkommen. Der Hof, das Land, die Tiere – sie bildeten über Generationen hinweg die Identität. Wissen wird von Hand zu Hand, von Jahr zu Jahr weitergegeben. In dieser Kontinuität findet man Halt. Zugleich dient dieser Stolz als psychologischer Schutzmechanismus. Er soll die Kränkung abschwächen, die durch das Gefühl entsteht, außen vor zu sein, an den rasanten Entwicklungsprozessen der Stadt nicht teilzuhaben, ja oft nicht einmal gefragt zu werden.

Und dann gibt es noch einen psychologischen Aspekt, der sich aus historischen Erfahrungen älterer Generationen nährt: Nach dem Krieg, als die Menschen in der Stadt unter Hunger litten, sahen sich viele gezwungen, aufs Land zu gehen, um Lebensmittel zu tauschen oder zu

erbetteln. Die Erfahrung, dass damals das Landvolk besser über die Runden kam, während die Stadtbevölkerung fast verhungerte, hat sich tief eingepägt, und trägt vermutlich zum stillen, aber starken Selbstbewusstsein vieler Landbewohner bei. Sie sind überzeugt, im Notfall ohne die Stadt zurechtzukommen, während die Stadt ohne das Land verloren wäre. Ob diese Einschätzung heute noch zutrifft, ist dabei zweitrangig – die Überzeugung sitzt tief.

Das politische Österreich – rote Stadt, schwarzes Land

Die politische Landkarte Österreichs spiegelt die kulturelle Topografie des Landes fast mustergültig wider. In den Städten wählt man rot, grün oder pink, auf dem Land schwarz oder blau. Im urbanen Bobo-Grätzler feiert man das neue Europa, hinter der letzten Tankstelle vor der Grenze verteidigt man das alte Österreich. In Wien ist „Heimat“ ein Wort, das bei manchen ein leichtes Stirnrunzeln auslöst – im Waldviertel gibt es dafür Vereine. Dass die einen die anderen belehren wollen, ist so alt wie die Republik selbst. Schon in den 1920er-Jahren sprach man vom Gegensatz zwischen der „roten Stadt“ und dem „schwarzen Land“. Dazwischen lag nicht nur der Semmering, sondern ein Graben aus Weltbildern. Er wurde nie wirklich zugeschüttet, nur begrünt. Und manchmal wächst auf ihm politisches Unkraut, das sich von Missverständnissen nährt.

Um diese Trennung zu überwinden, müsste man weder Brücken bauen noch Gräben zuschütten. Es würde genügen, mit etwas Empathie und Einfühlungsvermögen einander zuzuhören. Wenn der Städter begreifen würde, dass die Erde mehr ist als eine Metapher, und der Bauer erkennen könnte, dass die Welt größer ist als sein Acker, dann wäre schon viel gewonnen.

Denn Österreich besteht zwar aus zwei Teilen – urban und rural –, doch sie bedingen einander. Ohne das eine verliert das andere den Halt.

Die gestalterische Möglichkeit der Politik

In einem freien Land kann jeder selbst entscheiden, wo er leben möchte. Niemand schreibt uns vor, ob wir in der Stadt oder auf dem Land wohnen. Diese Freiheit ist ein hohes Gut – aber sie hat Nebenwirkungen. Denn sie führt zu Wanderungsbewegungen, die sich politisch kaum steuern lassen.

Menschen ziehen dorthin, wo Arbeit, Infrastruktur, Schulen und Universitäten sind. Dorthin, wo Chancen locken und das Leben bunter und bequemer scheint. Für viele Regionen am Land bedeutet das: Verlust an sozialer Bedeutung, an politischem Gewicht und an finanziellen Mitteln. Öffentliche Gelder werden nach Einwohnerzahlen verteilt – wer Menschen verliert, verliert Geld. Weniger Arbeitsplätze bedeuten weniger Steuern, weniger Handlungsspielraum, weniger Zukunft.

Kein Wunder also, dass Gemeinden versuchen gegenzusteuern – mit Willkommenspaketen, Gutscheinen, vergünstigten Öffi-Tickets oder gar kostenlosem Bauland. In manchen Orten wird das Eigenheim zum Lockmittel, das die Jungen halten oder neue Familien anziehen soll. Doch so kreativ diese Maßnahmen auch sein mögen: Sie kratzen meist nur an der Oberfläche.

Denn die Ursachen der Abwanderung sind strukturell – fehlende Arbeitsplätze, mangelnde Kinderbetreuung, schlechte Verkehrsanbindung. Solange diese Unterschiede zwischen Stadt und Land bestehen, bleiben alle politischen Werbeaktionen gut gemeinte Symbolpolitik.

Das eigentliche Problem liegt tiefer: Die demografische Schieflage ist nicht das Ergebnis falscher Entscheidungen Einzelner, sondern das Resultat einer Entwicklung, in der Lebensqualität und wirtschaftliche Perspektive immer stärker an urbane Zentren gebunden sind. Wer bleiben will, braucht mehr als ein Geschenkpaket vom Bürgermeister – er braucht Aussicht auf ein gutes Leben.

Eisenerz – wie eine Stadt lernt, kleiner zu werden

Eisenerz in der Steiermark ist ein Lehrstück über Abwanderung. Die Stadt hat in den letzten fünfzig Jahren fast zwei Drittel ihrer Einwohner verloren. Der Erzberg war erschöpft, die Menschen ebenso. Häuser wurden leer, Straßen still. Gesundheitseinrichtungen, Gasthäuser, Läden und Handwerksbetriebe – vieles, was eine Gemeinde zusammenhält – verschwanden nach und nach. Nur die Schulen hielten sich, noch. Doch auch sie sind mittelfristig bedroht, wenn die Schülerzahlen stetig sinken. Zurück bleiben Gebäude, die niemand mehr braucht. Die Jungen, die gut Ausgebildeten sind gegangen. Zurück blieben die Älteren und jene, die keine Kraft oder Möglichkeit zum Wegzug hatten. Die lokale Politik musste erkennen, dass der Schrumpfungsprozess nicht aufzuhalten war. Also stellte sich eine neue Frage: Wie können die Zurückgebliebenen in Würde weiterleben?

Eisenerz entschied sich für einen ungewöhnlichen Weg: Es baute sich bewusst zurück. Unter dem Titel „re-design Eisenerz“ begann ein Prozess, der nicht auf Wachstum, sondern auf Verkleinerung setzte. Gebäude wurden abgerissen, Wohnungen zusammengelegt, Infrastruktur konzentriert. Was blieb, sollte dichter, funktionaler, lebenswerter werden. Die Bevölkerung wurde aktiv einbezogen. Rückbau sollte kein Verlust, sondern Gestaltung sein. Innerhalb von zehn Jahren sank die Zahl der leerstehenden Wohnungen von rund 3.000 auf etwa 1.800. Unter dem Motto „Drei Engel für Eisenerz“ verband die Stadt Rückbau mit Belebung: Leerstände wurden kulturell oder sozial genutzt, der Stadtkern saniert, neue Treffpunkte geschaffen.

Natürlich blieb das nicht ohne Konflikte. Rückbau bedeutet Veränderung. Manche mussten umziehen, andere verloren ihr vertrautes Umfeld. Der Abriss kostete Geld – schmerzlich besonders dort, wo ohnehin wenig vorhanden ist. Neue Konflikte taten sich auf: Während einige für den Erhalt historischer Bausubstanz kämpften, forderten andere moderne Architektur. Jede Entscheidung musste ausgefochten werden und hatte ihren Preis. Mit Projekten wie „eisenerZ*ART“ wurde Kultur gezielt als Motor eingesetzt: Kunst im öffentlichen Raum, Ausstellungen, Festivals wie das Rostfest – all das veränderte das Bild der Stadt. Eisenerz begann, sich selbst neu zu erzählen.

Trotzdem bleibt die Bilanz ambivalent. Der Bevölkerungsschwund ist nicht gestoppt, die Alterung schreitet voran. Doch eines hat Eisenerz gezeigt: Politik ist nicht ohnmächtig gegenüber dem Wandel. Sie kann gestalten – auch, wenn sie nicht mehr wachsen kann. Sie kann Mut beweisen, indem sie loslässt, was nicht mehr trägt, und Raum schafft für das, was bleiben soll.

Fazit

Stadt und Land sind polare Gegensätze, die einander wechselseitig bedingen – wie das Theater und sein Publikum oder, wenn man so will, wie Hund und Katz'. Ihre Beziehung ist ambivalent: ein Wechselspiel aus Abhängigkeit und Abwehr, aus Zuwendung und Misstrauen. Die Grenze zwischen beiden ist unscharf, durchlässig, kaum objektiv zu ziehen. Mit jeder technologischen und gesellschaftlichen Veränderung verschoben sich die Machtverhältnisse zwischen den beiden Polen **urban** und **rural**. Der Pflug machte das Land

mächtig, die Maschine machte die Stadt reich, das Internet verband beide. Vielleicht wird die künstliche Intelligenz eines Tages ihre Gegensätze neu definieren oder gegenstandslos machen.

Wer heute in einem Dorf im Waldviertel auf sein Handy blickt, um mit Kolleginnen und Kollegen in Singapur eine Videokonferenz abzuhalten, erkennt: Stadt und Land sind längst ineinander übergegangen. Das Dorf ist vernetzt, die Stadt ist überall. Und doch halten wir an unseren inneren Bildern fest: Rom und das Reich, Wien und die Provinz, Asphalt und Acker. Sie leben fort als uralte Metaphern.

Städterinnen und Städter sehnen sich irgendwann nach einem Himmel ohne Antennen. Wer auf dem Land wohnt, vermisst zuweilen das pulsierende Leben der Großstadt. Henry David Thoreau zog für zwei Jahre an den Walden-See, um das einfache Leben zu suchen. Danach kehrte er zurück nach Concord – nicht, weil sein Experiment gescheitert war, sondern weil er erkannt hatte: Wir brauchen beides – das Tempo der Stadt und die Langsamkeit des Landes, den Lärm, um uns zu vergessen, und die Stille, um uns wiederzufinden.

Über den Autor

Dr. med. univ. Michael Mandak wurde in Wien geboren und verbrachte dort seine Kindheit. Später zog er mit seinen Eltern in die Steiermark, wo mehr als 30 Jahre als selbständiger Kassenarzt für Innere Medizin tätig war.

Heute lebt er wieder in seiner Heimatstadt Wien. Dort widmet er sich dem Schreiben von Essays, Kurzgeschichten und Sachbüchern. Zudem ist er als Liedtexter, Komponist und Musiker aktiv.